Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 96 (2002)

Heft: 12

Buchbesprechung: Bücher : das hört nicht auf! : Über Günter Grass' Erzählung "Im Krebsgang"

Autor: Traitler, Reinhild

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Reinhild Traitler

Das hört nie auf!

Über Günter Grass' Erzählung «Im Krebsgang»

Erinnerung an Heimkehrerzüge

Als ich sechs war, oder sieben, bin ich mehrmals mit meiner damaligen Freundin Brünhilde und ihrer Mutter zum Hauptbahnhof in Linz gepilgert, wo die sogenannten *Heimkehrerzüge* ankamen, Soldaten der ehemaligen deutschen Wehrmacht, die meist aus *russischer Kriegsgefangenschaft* endlich zu Hause eintrafen.

Brünhilde, mit der mich sonst nichts verband, als der Spott der anderen Kinder über unsere germanischen Vornamen, ging an der Hand der Mutter zu jedem dieser Züge. Ihr Vater war in Russland vermisst. Es war immer das gleiche Bild, das sich mir einprägte: Scharen verschmutzter, bärtiger Männer schoben sich aus den Dritte-Klasse-Wagons auf den Perron, wo die Frauen mit ihren Kindern warteten, mit angespannten Gesichtern, aus denen sich, hier und dort, ein Jubelschrei löste, ein Schluchzen, Tränen, Lachen, alles durcheinander.

Nur Brünhildes Mutter stand da, wie versteint, wartete, bis die letzten, glücklich vereinten Familien abgezogen waren, der Perron wieder leer und das Zugspersonal beflissen, die Wagen zu reinigen.

«Wenn wir nach Hause kommen, heult sie wieder stundenlang», flüsterte Brünhilde mir zu, «da schliesst sie sich ein in die Toilette, dass ich's nicht merken soll, aber ich kann sie hören.»

Ähnlich stumm und verborgen leidend habe ich später die Mütter mehrerer Freunde an der Universität erlebt, deren Väter in *Stalingrad* gefallen waren. Trotzdem war Stalingrad kein Thema, über das wir gesprochen haben, eher eine mythische Figur, der Friedhof der Väter, die dort mit ihrer Schuld untergegangen waren und seitdem die Phantasie der Söhne emotional besetzt hielten.

Noch nie etwas von der «Wilhelm Gustloff» gehört

Während meiner Studentinnenzeit habe ich ein Praktikumsjahr in *Nordschweden* verbracht und dort eine junge Deutsche getroffen, die als Au-Pair in einer schwedischen Familie arbeitete. Sie hatte genug von Deutschland und wollte eigentlich nach Kanada auswandern. So nach und nach erfuhr ich, dass ihre Eltern und eine Schwester im Säuglingsalter Ende Januar 1945 auf einem Flüchtlingsschiff namens *«Wilhelm Gustloff»* umgekommen waren. Sie selbst und zwei Brüder hatten die Eltern bereits 1944 zu Verwandten in der Nähe von Aachen evakuiert.

Damals wusste ich schon alles über den Horror der Nazizeit, die Massenmorde, den Terror, die gigantische Verführung, die stattgefunden hatte; hatte schon alles gelesen, was ich unter die Finger kriegen konnte; und in Seminaren in der Studentengemeinde die *«traurige Zergliederung des Schicksals»* betrieben, das die Generation meiner Eltern betraf und das wir Jungen so schrecklich und schamvoll empfanden.

Aber ich hatte noch nie etwas von einem Schiff namens Wilhelm Gustloff gehört, das mit rund 10 000 Menschen an Bord von einem *russischen U-Boot* mit drei Torpedos in die eiskalte Ostsee versenkt worden war.

Als meine deutsche Bekannte mir diese Geschichte erzählte, kam sie mir unwirklich vor, und die Trauer irgendwie

unangemessen, angesichts der Gräueltaten des Naziregimes. «Siehste», sagte Gerda, «so geht's mir überall. Ich darf nicht mal weinen darüber, dass meine Eltern abgesoffen sind.»

Muss, wer sich nicht erinnert, die Geschichte wiederholen?

Viel später, Anfang der Neunzigerjahre, kaufte mein Architektenbruder das ziemlich verfallene Schloss Steinort in Masuren, den ehemaligen Familiensitz der Lehndorff. Dort hat sich *Heinrich Graf Lehndorff,* einer der Attentäter des 20. Juli 1944 versteckt, ehe er sich, aus Rücksicht auf Frau und Kinder, selbst der Gestapo stellte.

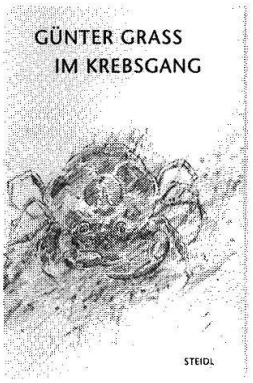
In einem Antiquariat fand ich damals das «Ostpreussische Tagebuch» von Heinrich Lehndorffs Vetter Otto, das den Fall der Stadt Königsberg Anfang 1945 schildert und die schreckliche Flucht unzähliger Menschen durch das winterliche Ostpreussen. Hunderttausende sind damals umgekommen, vor Erschöpfung gestorben, erfroren, oder von der vorrückenden Roten Armee getötet worden.

Zum ersten Mal begriff ich, dass dem, was da geschehen war, mit den säuberlich getrennten Kategorien von *Opfern und Tätern* nicht beizukommen war. Die jahre- und jahrzehntelangen Bemühungen, «kollektiv» Schuld anzuerkennen, und sich möglichst schnell auf der Seite der Gegner der Täter des Nazi-Regimes zu verorten, hatten eigentlich nur dazu geführt, den eigenen Schmerz nicht zuzulassen, das eigene Leiden ideologisch verdächtig zu machen, es ins Private zu verdrängen, in die Toiletten, wo geweint, und an die Biertische, wo ohnmächtige Sprüche der Wut geklopft wurden.

Wer sich nicht erinnert, muss die Geschichte wiederholen, heisst es. Es könnte auch heissen: Wer die *eigene Geschichte* in all ihren Facetten nicht *öffentlich* gemacht hat, bleibt haften in der Vergangenheit, tränenlos, versteint, unfähig, den Schmerz der Verwundungen zu spüren, jenen, den man selbst erlitten, und jenen, den man anderen zugefügt hat. Und da beginnt man eines Tages, angesichts des vielen, das sich da gestaut hat und «zur Tat drängt» vielleicht auch, die Geschichte zu wiederholen.

Die Erinnerungsarbeit von Günter Grass

Um eine solche Erinnerungsarbeit an die *Leiden des Kollektivs der Täter* geht es in der Erzählung «Im Krebsgang» von Günter Grass – eine heikle Aufgabe, weil sie den Unterschied zwischen Tätern und Opfern im Akt des Gedenkens nicht einfach verwischen darf.



Indem Grass die Erinnerungsarbeit auf *drei Generationen* verteilt, gelingt ihm eine beunruhigende Mischung von unmittelbarer Betroffenheit, abwehrender Distanz und postmoderner Rekonstruktion der Vergangenheit und des Verhaltens dazu im *virtuellen Raum der rechtsradikalen Szene.*

Unmittelbare Betroffenheit: In der Nacht des Untergangs der Wilhelm Gustloff muss die damals 17-jährige, hochschwangere Passagierin *Tulla Pokriefke* das Massensterben von Tausenden von Kindern miterleben. Ihr Zustand rettet ihr das Leben. Sie wird auf das erste Rettungsschiff evakuiert und gebiert in dieser Nacht ihren Sohn, den Erzähler der Geschichte. Über dem Schock ist sie als junge Frau schlohweiss geworden – betrauern aber muss Tulla die Tragödie, die ihr Leben bestimmt hat, im Privaten.

Wieder und wieder, ihr Leben lang, muss sie ihre Geschichte erzählen, ohne dass ihr jemand dabei zugehört hätte. Der unter so dramatischen Umständen auf die Welt gekommene Sohn hat kein Interesse, der Erinnerung an den *Untergang eines Nazischiffes* zu Publizität zu verhelfen. Grass lässt ihn als mittelmässigen Journalisten opportunistisch zwischen Springer und TAZ balancieren und sich jeweils politisch korrekt,

meinungslos nach links liebäugelnd, verhalten. Für den Schmerz der Mutter, für die Ungeheuerlichkeit ihrer Erfahrung der Schreckensnacht, bleibt er fühllos.

Es ist schliesslich der *Enkel,* der die Geschichte wiederholt. Ihn, den halbwüchsigen, *kommunikationsarmen Computerfreak* füttert die Grossmutter mit Erinnerungsfetzen an jenes unvorstellbare, sprachlos gebliebene Unglück vom 30. Januar 1945, das zum Schluss «wie ain ainzijer Schrei» über den eisig dunklen Wassern der Ostsee gelegen habe. Spart aber auch nicht mit den Alltagsweisheiten einer Lebenskünstlerin, die Faschismus, Stalinismus und DDR nach dem Motto «Unkraut vergeht nicht» überdauert hatte. Keine Mitläuferin, nie angepasst, aber anfällig für edle Versprechungen, auch wenn sie im totalitären Gewand daherkamen. Etwa für das Versprechen einer *klassenlosen Gesellschaft,* das die Hilfsarbeitertochter Tulla Pokriefke in vorbildlicher Weise auf den Ferienreisen der «Kraft durch Freude»-Kreuzfahrtschiffe verwirklicht sah.

«Im Krebsgang» präsentiert Günter Grass die Erinnerungsarbeit. Die Zeit, die sich dazwischengeschoben hat, die Wirkungsgeschichte der bösen Taten kommt ins Spiel. Der *Erzähler,* der nun doch und endlich die Geschichte der Mutter aufschreibt (auf Geheiss eines rätselhaft bleibenden Auftraggebers, einer nicht näher bezeichneten Vaterfigur, der einmal «der Alte» genannt wird), setzt sich schreibend mit seiner vaterlosen Existenz und mit seiner eigenen Unfähigkeit, verbindliche Beziehungen einzugehen, auseinander. Wird sich dabei bewusst, dass die *ironische Distanz* eine *Falle* ist. Wer sich dem eigenen Leben und dem anderer gegenüber immer nur ironisch verhält, bleibt letzten Endes unfähig zu Mitleid und Liebe, zu Schmerz und Genuss. Verurteilt sich selbst zu einer Position des Zuschauens. Das ist die intellektuelle Form des Mitläufertums, die Haltung des Abwartens, die kein Gefühl zulässt, bloss die Besserwisserei derer, die sich draussen gehalten haben.

Der Erzähler hat sich draussen gehalten, auch aus der Verpflichtung, Vater zu sein. So hat er die eigene, vaterlose Existenz für die neue Generation reproduziert. Und muss nun die Rebellion dagegen erleben. Statt der ironischen Distanz sucht der *Sohn* nach einem *verpflichtenden Engagement* und findet dieses in der unglücklichen Verbindung der Leidensgeschichte seiner Grossmutter mit nazistischem und neonazistischem Gedankengut.

Beunruhigende Wendung zur Geschichte von heute

Hier nimmt die aus vielen Blickwinkeln souverän erzählte Geschichte eine beunruhigende Wendung. Auf einer Website im Internet heroisiert Tullas Enkel Konrad nicht nur das untergegangene Schiff, sondern auch den Mann, dessen Namen es trägt, den *nationalsozialistischen Parteigenossen Wilhelm Gustloff,* der 1936 in Davos von einem Juden namens *David Frankfurter* aus politischen Motiven getötet wurde. In der virtual reality des Internet verwischt sich die Fiktion der Geschichte, findet eine Art historisches Sampling statt, wo man sich aus dem Gemischtwarenladen der Vergangenheit beliebig bedienen und alles ungeniert miteinander vermischen darf. Die Geschichte der «Gustloff» wird eine Geschichte von heute, Zeit und Zeitgeist werden bis ins letzte Detail rekonstruiert und nachgespielt, und dann mischt sich die *Sprache des Antisemitimus* von damals mit jener von heute, werden Parolen nazistischen Heldentums mit Sympathiekundgebungen für Israel verknüpft: In der körperlosen Atmosphäre des Internet, losgelöst von den realen Erinnerungen «im Leib», verkommt alles zum puren Wort, werden alle Kombinationen möglich.

Erst langsam, erkannt an den immergleichen Wortfiguren, die der Enkel der

Grossmutter abgehört hat, dämmert dem linksliberalen Vater, dass er sich auf der *Website des Sohnes* befindet: Kein Skinhead, kein Schläger, ein intelligenter Junge, der, intelligent aufbereitet, unverkennbar *nationalsozialistisches Gedankengut* feilbietet. Und sich dabei mit jenem Wilhelm Gustloff identifiziert, der dem ehemaligen KdF-Schiff seinen Namen gegeben hatte: Gustloff ist *Vaterfigur* und Vorbild für das Werden dieses Jungen, jener innere «Führer», der ihm der eigene Vater nie gewesen ist.

Diese *geborgte Identität* wird zur eigentlichen, motivierenden für zwei junge Menschen, die Wilhelm Gustloff und David Frankfurter «nachspielen» bis zum bitteren Ende.

Das alles ist keineswegs so abstrus, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Der halbwüchsige Sohn einer meiner Freundinnen spielt seit einem Jahr in einem Chatroom im «Herrn der Ringe» mit, verbringt ganze Nächte als Galadriel vor dem Bildschirm und hat gewisse Eigenarten des Tolkienschen Elfenkönigs in seine «reale» Identität übernommen. Auf der Website wird Geschichte zur Story, ein Abenteuerroman, der sich ereignet hat oder gerade ereignet, die Vermischung der Zeiten spielt keine Rolle. Heisst das, dass Neonazismus auf dem Net einfach eine *virtuelle Machtphantasie* ist, an der man teilhaben kann, ohne dass sie etwas bewirkt?

Was hört nie auf?

Am Ende der Geschichte im «Krebsgang» vermischen sich Phantasie und Wirklichkeit: Die *falsche Erinnerung an die böse Tat* setzt nicht einen Prozess der Wahrheitsfindung und der Versöhnung in Gang, sondern gebiert wiederum Böses. Die falsche Erinnerung: Jene, die partikularistisch bleibt und Eindeutigkeit herzustellen sucht, während Geschichte immer komplex ist, vieldeutig und vielfältig, plural.

«Das hört nicht auf, nie hört das auf», lautet der letzte Satz des Buches. Was hört eigentlich nie auf? Die Sehnsucht nach einem eindeutigen Vorbild, nach einem *Führer,* der die Komplexität der Welt wegschleift, indem er diejenigen eliminiert, die sie verkörpern, die Anderen, Fremden, die die Behaglichkeit des Eigenen stören? Das Verlangen nach einer säuberlichen *Einteilung der Welt in Freund und Feind,* nach einer glasklaren Moral, wo man weiss, was gut und böse ist, und auf welche Seite man sich zu schlagen hat, um auf dem richtigen Weg zu sein? Der Schrei nach einer *Ideologie* in scheinbar unideologischen Zeiten?

Oder das Begehren danach, die Überzeugung durch ein *Zeugnis* zu erhärten, durch ein «Blutzeugnis», durch Opfer und Opferungen, durch den nicht enden wollenden *Kreislauf der Gewalt?* Der Gedanke, dass die Opfer mahnen und bezeugen, geniesst in der christlich abendländischen Kultur religiöse Legitimation. Aber vielleicht handelt es sich dabei um eine gewissenlose Täuschung: Die Opfer legen allenfalls Zeugnis ab von der Bosheit der Täter.

Diese Fragen bleiben stehen. Beunruhigen angesichts von wachsendem Rassismus, von Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus; und jagen einen Schrecken ein, weil *simple Erklärungsmuster,* die die Welt in Gut und Böse einteilen, wieder *politikfähig* geworden sind und nun sogar *Präventivkriege* rechtfertigen sollen!

Demgegenüber können wir uns nur immer wieder die Lebens-Geschichten der Menschen bewusst machen, die Schmerzen; die Folgen der Taten, unserer eigenen Taten und der Taten anderer. Können einander zuhören und ernst nehmen, die Beziehung nicht verweigern, und so an der Pluralität des wirklichen Lebens festhalten. •